

Zeitschrift: Schweizerisches Freundschafts-Banner
Herausgeber: Schweizerische Liga für Menschenrechte
Band: 1 (1933)
Heft: 33

Artikel: Kritische Bemerkungen : von einem Artgenossen
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-566797>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Großstadt-Sittenbilder über die männl. Prostitution 1932.

Von M. E.

³ Lieber Leser, das ist ein furchtbare Kapitel über die männliche Prostitution, die Homosexualität, den Sadismus aus der Großstadt Berlin. In den vorstehenden Abhandlungen wurde nur auf diese und jene Zustände hingewiesen, wobei das Thema bei weitem nicht erschöpft wurde. Es war die Absicht nur kurze Blicke in dieses und jenes Milieu zu werfen, um Uneingeweihten einen kleinen Begriff zu vermitteln, wie es heute in Berlin auf sexuellem Gebiet aussieht. Wir begegnen nichts als Elend und nochmals Elend, Hunger, Armut, Arbeitslosigkeit — absolut keine Existenzmöglichkeit, wie zu normalen Nicht-Krisenzeiten, sondern Hingabe gegen käufliche Liebe. Wohin soll dieser Weg führen — kann wohl daraus für die Zukunft eine neue Generation emporwachsen? Kaum? Nein, im Gegenteil, der Weg führt nicht hinauf zum Licht, sondern weiter abwärts in den Sumpf.

Die „Berufsjahre“ einer Prostituierten zählen doppelt, dreifach. Das einstens ansehnliche Mädchen ist Ende der Zwanzig schon zu „alt.“ Im We-

sten mit seiner ungeheuren Nachfrage (und Angebot!) nach „neuer“ Ware geht das Geschäft nicht mehr. Aber am Bülowbogen ist es nicht ganz hell und der Freier nicht so anspruchsvoll. Allerdings der große Verdienst ist hin — jetzt heißt es wieder: Taxe fünf Mark. Die alternde Prostituierte versucht, der niedrigen Taxe mit der „Masse Mann“ beizukommen — steht von mittags bis morgens vier und fünf Uhr. Wieder vergehen einige Jahre — es geht unaufhaltsam bergab. Das „Nuttchen“ ist wieder am Alexanderplatz angelangt — auf dem Rückzug. Immer weiter ins Dunkel hinein — Mulackstein, — Dragonerstraße. Immer billigere Taxe — zwei Mark, eine Mark und 50 Pfennige. 35 Jahre alt ist die Prostituierte. 35 — graue Haare — tiefe Falten im Gesicht. Ja, das Freudenleben, Geschlechtskrankheiten und Alkohol machen alt. 40 Jahre — ein Glücksfall, wenn die „Alte“ noch einen „Freier“ findet. Und dann kommt die Gosse, der Rinnstein . . .

(Schluss)

Kritische Bemerkungen.

Von einem Artgenossen.

In No. 31, 32 und 33 des Fr.-B. läßt Herr M. E. eine Artikelserie von Stapel unter dem pompösen Titel: **Großstadt-Sittenbilder über die männl. Prostitution 1932**.

Daß die Prostitution weibliche und männliche, in allen Großstädten in erschreckender Weise zunimmt, ist längst ein offenes Geheimnis. Und daß der Zudrang zu diesem schändlichen Gewerbe durch die furchtbare wirtschaftliche Notlage bedingt wird, kann heute niemand mehr bestreiten, es ist eine tieftraurige Tatsache.

Herr M. E. schreibt in seinem Arti-

kel über Berlin insbesonders und unterlegt diesen Bericht mit Zahlenangaben. Wer indessen Berlin kennt, und kennen kann man diese wie jede andere Weltstadt nur nach längerem Aufenthalt, der muß sich sofort sagen, daß diese Angaben nicht stimmen. Es würde allerdings viel zu weit führen um alles zu widerlegen, auch lohnt es sich bestimmt nicht, um etwas zu streiten, das vergangen ist oder sich bereits wieder anders entwickelt hat, wie es sich in diesem Falle mit dem Berlin von heute verhält.

Viel wichtiger ist es aber, was der

Verfasser zu diesen Zahlen selbst bemerkt. Nachdem er uns zahlenmäßig in jeder deutschen Großstadt einige tausend männliche Prostituierte serviert hat, sagt er: „Wie soll man dieses außerordentliche Anwachsen der Homosexualität bei unserem Nachbarn erklären. Ich glaube, daß man die Gründe in dem Darniederliegen der Wirtschaft erblicken muß.“ Und in demselben Atemzug fährt er fort: „Hunger und Existenzmangel treiben viele dieser Unglücklichen dem häßlichen aber einträglichen Gewerbe in die Arme.“

Seit wann, Herr M. E. werden die Prostituierten zu den Homosexuellen gezählt? Weiß Herr M. E. nicht, daß auch in Deutschland, wie überall mindestens 90 Prozent der Prostituierten dem Heterosexuellen Lager entstammen? Diese 90 Prozent sind also nicht homosexuell und jeder anständige homosexuelle Mann wird sich lebhaft bedanken, mit diesen Leuten in einen Tiegel geworfen zu werden, wie dies Herr M. E. ganz eindeutig tut.

Jahrzehntelang haben berühmte Sexualforscher gearbeitet um Klarheit über den Ursprung der Homosexualität zu gewinnen. Herr M. E. hat nun das Ei des Kolumbus gefunden. Für ihn genügt wirtschaftliche Not um homosexuell zu werden. Wenn wir seine neueste Theorie auch für uns selbst anwenden wollten, so müßte es für uns also auch vollständig genügen, einige Wochen oder Monate nicht mehr genügend zu essen und zu trinken, keine guten Kleider und keine geheizte Stube mehr zu haben um — heterosexuell zu werden. Wer diese Lehre befolgen, resp. versuchen will, möge uns doch seine Erfolge mitteilen. Wir selbst aber verzichten einstweilen auf dieses Experiment, denn wir glauben noch an die gelehrtten Forscher und an unsere angeborene Veranlagung.

Wenn Herr M. E. mit seinem Ber-

liner-Bericht unsren Protest erweckt hat, so noch viel mehr mit seinem neuesten Artikel, erschienen in No. 2 des „Monbijou“-Blättchens. Er schreibt dort:

Der Homosexuelle.

Wir müssen uns darunter einen Mann vorstellen mit ziemlich weiblichen Manieren, der gleichgeschlechtlich liebt, dessen Auge also auf Männer gerichtet ist. Diese kurze Definition ist bei Weitem nicht erschöpft, denn beim Homosexuellen gibt es so unzählige Varianten, daß es einem beinahe unmöglich erscheint, darüber je schreiben zu können. Es gibt Homosexuelle, hinter denen man kaum einen gleichgeschlechtlichen Trieb vermuten könnte, denn äußerlich sehen sie jedem erstbesten Heterosexuellen gleich. Es kommt aber auch vor, daß wir Männern begegnen, die äußerlich durch gewisse feminine Züge oder Gebärden eher einen Homosexuellen vermuten lassen, die aber wild aufgebracht sein würden, sofern man ihnen eine solche Vermutung äußern würde.

Was am typischen Homosexuellen auffallen muß, sind seine edlen Züge, und eine gewisse Schönheit im Gesichtsausdruck, dann sein gepflegtes Aussehen und seine Kleidung, alles äußere Merkmale, die an Eitelkeit grenzen und vielfach an Egoismus, oft auch gar an Narzismus. Sie haben zum Großteil die Frauenart, sich herauszuputzen, und dieser Trieb grenzt bis an's Extravagante, Exzentrische und Auffallende. Das Ensemble in den Kleidern scheint harmonisch in Farbe und Dessin abgestuft zu sein, wird aber hervorgehoben durch irgend ein auffallendes Hemd, oder eine in aufreizenden Farbtönen gehaltene Kravatte. Was typisch für Homosexuelle erscheinen mag, ist das Tragen eines Stockes oder Handschuhe in der Hand, auch mit über dem Bauch gefalteten Händen wie eine Bettenschwester aus dem Kloster. Viele, wenn sie sprechen, gestikulieren mit den Händen wie die Italiener, andere haben einen tänzelnden Gang und wippen den Hinterteil in den Hüften, wie eine Dirne. Sie haben sozusagen alle den Drang, sich beim Gehen nichts entgehen zu lassen, sehen allen passierenden Mitmenschen offen ins Gesicht, lächeln Männer an, die ihnen zusagen würden, drehen sich konstant um, indem sie den Kopf um 180 Grad wenden, um den betreffenden Typ nochmals mit den Augen zu erfassen. Wiederum ein anderer Teil, sieht in den Boden, wie die Sträflinge auf dem täglichen Morgenspaziergang im Gefängnishof — es sind dies die Verschüchterten, die Mauerblümchen, — solche mit seelischen Hemmungen.

Wäre dieser Artikel in einer uns äußerst feindlichen Zeitung erschienen, könnte man diese Schreibweise begreifen und jeden Kommentar als überflüssig betrachten. Ganz bedenklich aber ist es, wenn ein Organ, das sich stolz als „Freund“ unserer Sache ausgibt, solch krasse Unsinn den Lesern vorlegt. Für wen ist denn dieser Artikel eigentlich bestimmt? Unsern Artgenossen braucht man doch sicherlich nicht die Augen zu öffnen über das Äußere einer verschwindend kleinen Gruppe der Feminimsten. Aber solche Typen als Gesamtbegriff der Homosexuellen hinzustellen ist eine Unverschämtheit, die wir hiermit ganz energisch zurückweisen. Jeder anders als wir denkende Mensch muß ja glauben, daß nun alle Artgenossen so sind wie sie hier geschildert werden. Wir verlangen von niemandem, daß er uns schöner und besser hinstellt, als wir sind. Aber wer sich „berufen“ fühlt, über uns zu schreiben, der soll es so tun, daß jedermann ein klares und richtiges Bild erhält. Warum-

schreibt Herr M. E. oder jetzt „Mac“ nicht von den vielen anständigen Freunden? Weiß er nichts von den vielen, langjährigen, treuen Freundschaften in der Schweiz wie auch in Deutschland zu berichten? Wenn er von dieser Seite nichts weiß, so ist dies ja der beste Beweis zu zeigen, in welcher Umgebung er sich selbst bewegt. Mit solchem „Geist“ bewaffnet, sich erlauben, eine ganze Menschenklasse zu verzeichnen, das ist allerdings Nazismus.

Für das „Monbijou“-Blättchen, wie auch dessen Zirkel, ist es aber bezeichnend, wenn es solche geistige Produkte servieren muß. Man macht sich über die eigenen Artgenossen, die eher zu bemitleiden sind, lächerlich, steht aber im gleichen Moment nicht an, um ihre Gunst zu werben. Ist das „Dienst am Freund?“ Möge sich jeder Artgenosse diese Frage nun selbst beantworten und wer dann trotzdem dort mitmacht, der tut es auf eigene Rechnung und Gefahr.

Arba.

Die Seite unserer Frauen!

Fata Morgana.

Von A. Vock.

Jede Minute, die Maria während des Tages erübrigen konnte, weilte sie bei Harro, der ihr immer auf's Neue versicherte, wie glücklich er wieder sei in ihrer Liebe und Sorge. Es war abgemacht, daß Maria ihre Wohnung auf Neujahr kündigen und sie Beide wieder zusammen vereint, durch's Leben gehen wollten.

In selbstloser und aufopfernder Liebe umsorgte Maria ihn, nichts durfte fehlen, was sie ihm irgendwie bieten konnte.

Wieder kam der Samstag und es war abgemacht, daß Maria sich für

Samstag bis Sonntag Abend frei mache, um sich ganz ihrer geliebten Freundin zu widmen. Bittere Monate galt es zu vergessen, doch sie konnte Harro niemals zürnen. Wenn er mit seinen schlimmen Braunaugen sie nur ansah, konnte sie nicht mehr nein sagen, war sie ihm restlos verfallen. Bereits war es sieben Uhr, von den Türmen der zahlreichen Kirchen hallten die ehernen Zungen in melodischer Klangfülle durch die Luft, den nahen Sonntag verkündend.

Maria eilte leichtfüßig dem Mansardenstübchen ihrer Geliebten zu, um dasselbe – verschlossen zu finden. Bange Ahnungen griffen wie Geierkralen nach ihrem Herzen. Einer innern